

Zu den neuen Bildern von Ingeborg G. Pluhar

Otto Breicha, 1992

Die rund zwei Dutzend Bilder, die Ingeborg Pluhar seit ihrer zuletzt gezeigten Ausstellung (1985 bei Würthle in Wien) gemalt hat, setzen ihre optischen Recherchen fort, die sie seit geraumer Zeit beschäftigen: Sie möchte durch optische Eindrücke begründen, was sie malt; durch Wahrnehmung von Gegenständen des Alltags, gewöhnlichste Dinge in komplizierten Situationen, an deren Wideregabe sie viel Zeit und Mühe verwendet, um die Faszination, auf die es ihr ankommt, auch für den Bildbetrachter entstehen zu lassen. Das Nächstbeste ist ihr dafür gerade recht: ein roter Teller, die Umrisse eines Trichters oder ein Stück beschattetes Ziegeldach.

Dergleichen „einfache“ Gegenstände sind aber nur ein Anlaß, sich das Malen (und Vermitteln) zu verkomplizieren. Ein Aschenbecher oder Korkenzieher erscheint in Lagen zerbröselst, wie im Daranvorbeischwenken wahrgenommen, aber eindrucksvoll (um nicht zu meinen: bedeutend!) in seiner Beiläufigkeit: gewissermaßen bewegt dargestellt. Doch ist es keine Bewegung des Gegenstandes, sondern eine jener Fotografieapparaturen, deren sich Ingeborg Pluhar bedient, um ihre Bildmotive zu notieren. Im Foto hat sie dann etwas in den Händen, mit dem sich beharrlich weiterarbeiten läßt. Auch da ist eine Spannung, die ihre Bilder spannend macht: eine Flüchtigkeit nämlich, die allmählich zur Bildwirklichkeit erstarrt, die zunächst wie zufällige Impression, die da jeweils befestigt und bildmäßig „festgeschrieben“ erscheint.

Der jedenfalls gegenständliche Hintergrund ihrer Bilder bedingt mitunter die Abwesenheit des betreffenden Gegenstands. Früher (bei den Bildern der Ausstellung von 1985) war es so gewesen, daß nicht die Gegenstände selber, sondern das von ihnen Bewirkte dargestellt wurde: der von den (nicht dargestellten) Gegenständen geworfene Schatten, die von den (nicht dargestellten) Gegenständen bewirkte Spiegelung und hinterlassenen Abdrücke. Die Gegenstände, die so ihre Rolle spielen, waren bildnerisch im wortwörtlichen Sinn außer Betracht gestellt, ausgenommen, weggespart. Neuerdings malt Ingeborg Pluhar die gegenständlichen Bildakteure aber verfremdet, durch alles Mögliche gebrochen und erschwert schwierig aufgefaßt, durch Nylonhaut oder geripptes Glas angeschaut, unter Wassergüssen oder von Seidentüchern verhüllt, als interessant verknüllte Vorlage oder als Blätterschattenspiel auf einer weiß getünchten Hauswand (mit einem dazwischenliegenden Gitterraster, wie um es sich ja nicht zu leicht zu machen).

Dazu auch der Titel dieser Ausstellung ihres neueren und neuesten Bildschaffens: „Entsprungen – entdeckt – entstellt“ deutet nicht nur in etwa an, was auf diesen Bildern/mit diesen Bildern „zu Gange“ ist: die „eigentlichen“ Gegenstände sind aus diesen Bildern entsprungen, haben sich also der Darstellung entzogen, sind hinter Folien und Behängen entwichen. Sie nehmen eine andere Erscheinungsweise an als ihre gewöhnliche und gewohnte, werden von der Malerin angesichts ihrer fotografischen Notizen förmlich neuentdeckt und erschlossen als ein anderes phänomenales Wesen, das somit entsteht, indem das Gegenständliche eines Motivs verändert wahrgenommen, durch Absicht und Zufall „entstellt“ erscheint.

Es ist bei Ingeborg Pluhar ein Kennenlernen (und also Erkennen!) ihrer Motive andersherum, keine neue Sehweise, wie sie durch Lupen und Filter bewirkt werden kann, sondern die Aufforderung, selber genau hinzusehen (um also deutlich zu erleben!), bislang Unbeobachtetes eigenwillig zu bemerken, unübliche Möglichkeiten nicht nur zu bedenken, sondern sich auf sie inständig einzulassen.

Das Brechtsche „Es geht zwar anders, doch so geht es auch“ ist hier keine kapriziöse Marotte, keine abenteuerliche Variante, sondern ein erklärter Drang zu Akkuratess. Max Benses „präzise Vergnügen“ erfahren durch Ingeborg Pluhar eine frische, wienerische und beinahe kulinarische Interpretation.